

Neuroblastom-Forschung fördern: Hoffnung schenken

Als Förderverein helfen wir nicht nur Familien im Alltag, sondern investieren auch gezielt in die Zukunft: in die Forschung. Denn neue Therapien entstehen dort, wo Klinik und Labor eng zusammenarbeiten. Ein Schwerpunkt unserer Unterstützung liegt in der „Experimentellen Kinderonkologie“ der Uniklinik Köln, wo intensiv zum Neuroblastom geforscht wird.

Seit 2024 finanzieren wir die Stelle einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin in der Arbeitsgruppe von Priv.-Doz. Dr. Carolina Rosszog: Nadine Hemstedt, seit vielen Jahren als medizinisch-technischen Assistentin (MTA) am Institut tätig, bringt ihre Erfahrung in das Team ein und trägt damit maßgeblich dazu bei, wichtige Forschungsprojekte voranzubringen.

Frau Dr. Rosswog, Sie sind seit vielen Jahren an der Uniklinik Köln tätig. Wie hat Ihr Weg in die Kinderonkologie begonnen?

Dr. Carolina Rosswog: Ich bin 2011 an die Uniklinik Köln gekommen und habe hier meine Facharztausbildung zur Kinderärztin gemacht. Die Kinderonkologie war von Anfang an mein Schwerpunkt – eigentlich sogar der Grund, warum ich in die Pädiatrie gegangen bin. Mein Interesse entstand bereits im Studium, als ich mich intensiv mit der Biologie kindlicher Tumoren und ihren molekularen Hintergründen beschäftigt habe. In Köln kam ich schnell in Kontakt mit Prof. Matthias Fischer, der mir ermöglichte, neben der klinischen Ausbildung auch experimentell im Labor zu arbeiten.

Sie arbeiten sowohl klinisch als auch wissenschaftlich. Wie gelingt Ihnen dieser Spagat?

Rosswog: Es ist definitiv eine Herausforderung. Ich arbeite in einer Vollzeitstelle, davon etwa 50 Prozent in der Klinik – in der Ambulanz und Tagesklinik – und 50 Prozent im Labor. Forschung erfordert viel Eigeninitiative, auch bei der Finanzierung. Man muss sich regelmäßig um Fördermittel bemühen, was viel Zeit kostet. Umso dankbarer bin ich, dass der Förderverein mich drei Jahre unterstützt. Das gibt mir die Chance, eine eigene Arbeitsgruppe aufzubauen.



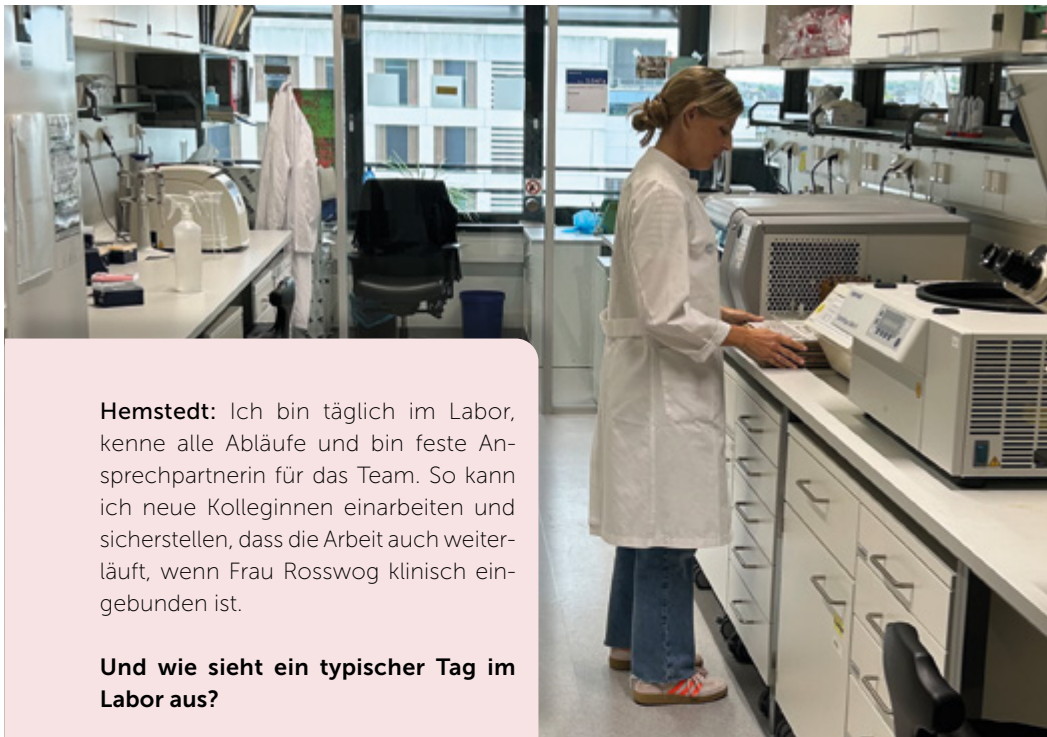
Frau Hemstedt, Sie sind MTA im Labor. Was hat Sie zu diesem Beruf gebracht?

Nadine Hemstedt: Ich hatte in der Schule Leistungskurs Chemie – das hat mein Interesse für Biochemie geweckt. Die MTA-Ausbildung hat mir gefallen, weil sie Medizin und Laborarbeit verbindet. Ich habe sie in Köln gemacht und bin dann hier geblieben.

Mit meiner neuen Stelle in der Arbeitsgruppe von Frau Rosswog freue ich mich, nun stärker in die Forschung eingebunden zu sein und Aufgaben zu übernehmen, die über die Routine hinausgehen.

Wie gestaltet sich die Rolle der medizinisch-technischen Assistentin im Team?

Rosswog: Frau Hemstedt ist für unsere Arbeitsgruppe eine zentrale Stütze. Ihre langjährige Erfahrung als MTA ermöglicht es uns, Labor-Methoden nicht nur zu etablieren, sondern auch weiterzuentwickeln und zu pflegen. Sie sorgt für eine zuverlässige Durchführung und Dokumentation der Experimente – das ist für die Qualität unserer Daten essenziell.



Hemstedt: Ich bin täglich im Labor, kenne alle Abläufe und bin feste Ansprechpartnerin für das Team. So kann ich neue Kolleginnen einarbeiten und sicherstellen, dass die Arbeit auch weiterläuft, wenn Frau Rosswog klinisch eingebunden ist.

Und wie sieht ein typischer Tag im Labor aus?

Hemstedt: Es gibt Routinetätigkeiten, wie Untersuchungen bei Patientenproben, aber auch viel Projektarbeit. Wir planen meist wochenweise, aber es gibt immer wieder Überraschungen – Geräteausfälle oder unerwartete Probleme bei Versuchen. Das macht die Arbeit abwechslungsreich und fordert einen ständig heraus.

Die Forschungsfinanzierung ist auf drei Jahre angelegt. Wie realistisch ist dieser Zeitraum?

Rosswog: Drei Jahre sind ein guter Rahmen, um etwas auf den Weg zu bringen. Natürlich weiß man nie, wo man am Ende steht – Forschung ist nie linear. Deshalb arbeiten wir auch nicht nur an einem Projekt, sondern verfolgen mehrere Ansätze parallel. Das erhöht die Chancen, trotz Rückschlägen Fortschritte zu erzielen.

Frau Dr. Rosswog, was bedeutet Ihnen die Unterstützung durch den Förderverein?

Rosswog: Sie bedeutet mir sehr viel – fachlich wie persönlich. Sie schafft nicht nur die nötige Kontinuität für den Aufbau unserer Arbeitsgruppe, sondern ermöglicht auch gezielte Forschung zu einem besonders herausfordernden Krankheitsbild: dem Neuroblastom.

Gerade bei Hochrisikopatienten sind die Therapieoptionen noch immer begrenzt, und es besteht ein großer Bedarf an neuen Ansätzen. Die Forschung in diesem Bereich ist komplex und ressourcenintensiv – und wird leider nur selten ausreichend finanziert.

Ich bin sehr dankbar für die Unterstützung – sie ist für mich alles andere als selbstverständlich.